



DER SONNTAG  
UNTERHALTUNGSBLATT DER REICHSPOST

Sonntag, den 20. Mai 1917.

XXIV. Jahrgang.

weilen nicht mehr unter den Lebenden. Beide hat die christlichsoziale Idee erst in ihre Kreise gezogen, aber den dritten, Franz Eichert, hat sie sozusagen geboren, denn mit seinen christlichsozialen Zeit- und Streitliedern „Wetterleuchten“ ist er zuerst auf den Plan getreten. Er ist als Dichter bekannt geworden und hat sich die Herzen im Sturme erobert. Er ist dann freilich über diese politische Dichtung weit hinausgewachsen, aber davon soll hier nicht die Rede sein, darüber hat der berufene Kunstkritiker zu sprechen. Aber „Wetterleuchten“ ist wie jedes lebendig wirkende poetische Werk zugleich eine Kulturarbeit und als solche, nicht als literarisches Werk, soll es hier beurteilt werden. Das ist gerade jetzt zeitgemäß und notwendig, denn die katholische Jugend ist soeben am Werke, sich durch die „Volksban“-Aktion ihren Lieblingsdichter neu zu erobern, und es sollte doch wahrlich in führenden christlichsozialen Kreisen einmal die Frage aufgeworfen werden, ob es nicht heute mehr als jemals nützlich und zeitgemäß wäre, durch eine billige Massenausgabe diese „Wetterleuchten“-Poesie und die in ihr schlummernden Kräfte für die christliche Volksbewegung wieder nutzbar zu machen.

Warum läßt man dieses einzigartige Ideen- und Begeisterungskapital ungenutzt liegen? Warum hat sich noch kein begabter Lyriker gefunden, der diese mitreißenden, schon beim lauten Lesen an das Schmettern der Kampftrumpeten gemahnenden, glutgeschmiedeten Verse in zündenden Volksgefang umsetzt? Warum beimächtigen sich die Versammlungsredner nicht der dröhnenden Musik dieser Hähler, den zündenden Blitz in die Herzen werfenden Strophen als Motto, An- und Ausklang ihrer Reden? Warum lassen sich die Vortragskünstler die dankbare Aufgabe entgehen, diese „wie Keulenschläge fallenden“ Verse immer und immer wieder hinauszuschmettern auf die Kampfplätze der Agitation bei den Wahlen, in Versammlungen, in Vereinen? Warum — ja warum nicht?

Es ist überhaupt merkwürdig, daß das im Deutschen Reich so weit verbreitete, geradezu gefeierte, in ununterbrochenen Auflagen verbreitete Werk in den christlichsozialen Massen Wiens — wie sich jeder durch Nachfrage überzeugen kann — beinahe unbekannt geblieben ist. Man frage in christlichsozialen Vereinen, man frage die christlichsozialen Redner, die in Eicherts Gedichten so viel mächtig wirkenden Begeisterungs- und Zündstoff finden könnten, man frage die Politiker — nur wenige kennen auch nur den Namen des stillen Mannes, der allerdings wie ein Einflieger in seiner Klausur lebt. Andere kennen wohl den Namen, aber nicht die Werke. Und doch wird Eichert im Auslande längst als „christlichsozialer Thakalos“ gefeiert, doch hat er in seinem „Wetterleuchten“ geradezu eine christlichsoziale Programmgedichtung geschaffen und darin die christlichsoziale Idee so scharf und so rein ausgeprägt, wie kaum eine andere bewegende Zeitidee in der Gegenwartsdichtung ihren Ausdruck gefunden hat. Vergeblich hat man diese Poesie mit dem Schlagworte „Tendenzdichtung“ und mit dem alten Goetheischen „Rebentrefser“: „Politisch Lied, ein garstig Lied“ abzutun versucht. Erstens ist der Streit über die Frage, ob die Tendenz an sich als kunstfeindliches oder als kunstförderndes Element zu betrachten, sei, noch lange nicht — am wenigsten zugunsten der erstere Meinung — entschieden; zweitens müßten wir doch ganz auf den Kopf gefallen sein, wenn wir uns durch Tendenzgeheiß von der anderen Seite her zur Mißachtung und Abnung unserer eigenen, für die christliche Weltanschauung werbenden und kämpfenden Literatur verleiten ließen, während eine andere, als „moderne Hochkunst“ gepriesene Literatur mit faulstüßiger Tendenz fortwährend unsere heiligsten Güter angreift und in den Rot zieht.

Uebrigens steht merkwürdigerweise in der Reihe der Ersten, die Eicherts hervorragende dichterische Bedeutung erkannt und dieser Uebergang offen Ausdruck verliehen haben, eine so markante und als Vertreter einer gegnerischen Weltanschauung so unparteiische Persönlichkeit, daß man ruhig über die Tendenzraturerei zur Tagesordnung schreiben kann. Es ist der verstorbene Universitätsprofessor und Hofrat Dr. Robert Zimmermann, ein Literaturhistoriker von hervorragender Bedeutung. Er urteilt über Eicherts „Wetterleuchten“, wie die „Dichterschimmen“ (1900, Heft 2) berichten, diese Gedichte seien aus innerer Notigung, wie es beim wahren Dichter sein müsse, und aus einer reichen Empfindungswelt heraus geschrieben. Eine bekannte Schriftstellerin (Erika v. Gondel-Mazzetti), die im Hause des Hofrates viel verkehrte, schreibt über ein Privatgespräch, das sie mit Dr. v. Zimmermann hatte, folgendes: „Er kam mir, das Bändchen („Wetterleuchten“) in der Hand mit wahrer Begeisterung entgegen. „Sie“, sagte er, „das ist ein Dichter! Vor fühlt alles, was er singt.“ Als ich bemerkte, man vergleiche Eichert oft mit Körner, sagte er: „Vergleichen wir nicht zueinander, jeder ist ein Mann für sich, Eichert ist kein Epigone, er schafft aus sich selbst heraus. Aus jeder Zeile blüht die dichterische Eigentümlichkeit hervor.“ Er sagte weiter, politische Gedichte seien selten poetisch, aber diese seien es vielfach in hohem Maße. — Hofrat v. Zimmermann war es auch, der noch kurz vor seinem Tode dem Dichter die

Wege zur Erlangung der Schwestern-Fröhlich-Stiftung ebnete.

Doch lassen wir Kritik Kritik sein — schon die bloße Aufzählung alles dessen, was über diese eigenartige Erscheinung im deutschen Dichterwalde geschrieben wurde, würde viel zu weit führen — und fragen wir lieber, ob diese Dichtung auch den Befähigungsnachweis wahrer Lebensdichtung, den Beweis ihrer Wirksamkeit auf die Volkseele erbracht hat. Und da stehen wir vor der ganz merkwürdigen, seinerzeit von Dr. Kaufens „Allgemeiner Rundschau“ festgestellten Erscheinung, daß das Werk eines katholischen Dichters auf dem Gebiete der ganzen deutschen Lyrik, unter den Werken aller lebenden deutschen Lyriker zu den meistgelesenen gehört und daß nur wenig Werke lebender Lyriker — man kann diese Angaben an der Hand des Literaturkalenders von Kürschner nachprüfen — eine derart hohe Verbreitungsziffer (zirka 27.000) aufweisen. Das ist wohl ein schlagender Beweis für die Volkstümlichkeit dieser Gedichte, die doch weder den Sinnen, noch der Mode, noch dem herrschenden Zeitgeiste schmeicheln.

Die Geschichte des Buches ist eng mit der Geschichte der christlichsozialen Bewegung verknüpft. Eicherts Name ist den Wienern zuerst bekannt geworden, als in der denkwürdigen, vom katholischen Schulvereine veranstalteten Protestversammlung gegen das Kreuzzeichenverbot des liberalen Bezirksrates der greise Dichter Trabert das Gedicht eines bis dahin unbekanntes Pinauer Bahnbeamten vortrug und damit wahre Begeisterungstürme entfesselte. Dieses Gedicht, „Das Kreuz“, ist seither eines der populärsten Gedichte Eicherts geworden. Gedichte ähnlichen Inhaltes, voll flammender Begeisterung für die christlichen Ideale, voll heißen Zornes über die Feigheit des Christenvolkes, das sich willenlos seinen Unterdrückern beugte, beiziehenden Spott über das Dreigestirn „Loge, Liberalismus und Judentum“ ergießend, erschienen um diese Zeit — Anfangs der Neunzigerjahre — im Wiener „Vaterland“, im Wienerischen „Volksfreund“ und anderen christlichen Blättern. Im Jahre 1893 erschienen diese Gedichte gesammelt unter dem Titel „Wetterleuchten“ im Verlag von Ferdinand Schöningh in Baderborn. In Wiener christlichsozialen Kreisen wurde das Büchlein zuerst durch einen Aufruf eingeführt, den die Herren Dr. Brzobohatz, Dr. Ebenhoch, Dr. Gschmann, J. Graf, Adam Latscha, Prinz Alois von und zu Liechtenstein, Dr. Karl Rieger, Prof. Koltsch, Dr. Pfenner, Dr. Scheicher, Prof. Schlesinger, Mgge, Schöpfler, Dr. C. Schwarz, Adam Trabert, Ritter v. Troll, Baron Wittlinghoff, Schell und Dr. A. Wiesinger zugunsten des Dichters erließen. Unter solcher Patronanz schlug das Büchlein mächtig ein, wie selten ein Gedichtbuch. Schon im nächsten Jahre, 1894, erschien eine billige Volksausgabe in Tausenden Exemplaren. Die neuesten Auflagen sind das Ergebnis einer tiefgreifenden Umarbeitung, die der Dichter mit dem Buche vorgenommen hat. Sie enthalten viele neue Gedichte, aber viele der früheren nicht mehr. Wenn auch das Buch poetisch dadurch gewonnen hat, so ist diese Weglassung aus kulturhistorischen Gründen zu bedauern. Und was ist nun der Inhalt dieses merkwürdigen Buches?

„Es sind Gedichte“, so schrieb schon im Jahre 1893 der leider zu früh verstorbene Literaturkenner Heinrich Reiter, „Gedichte, fähig, die Massen hinzureißen und zu Taten zu entflammen. Kein Leser wird sich dem tiefen Eindrucke, den die lodernde Begeisterung des Dichters ausübt, entziehen können. Eichert ist des dichterischen Wortes mächtig, wie wenige unter unseren katholischen Poeten. Nirgends eine gewöhnliche Wendung, nirgends ein lahmner Satz, nirgends ein schlaffes Wort! Wie Keulenschläge fallen die kraftvoll gebauten Verse, sich bis zum Ende auf gleicher Höhe haltend und wuchtig austönend.“

Und was befehlen diese Poesien? Wir geben wieder einem anderen Kritiker (P. Ansgar Pöhlmann O. S. B.) das Wort: „Wetterleuchten? — nein, ein furchtbares Gewitter war es, was sich aus Eicherts feurigem Geiste über Oesterreich entlud. Da zuckten die Anklagen im fahlen Blitze der gerechten Zornes, Aufschreie einer unendlich gequälten Brust, da donnerten die Lösungsworte am Abgrunde ein dröhnendes Galt. . . . So geißelte er denn die gesellschaftlichen Mißstände, den Raubkapitalismus, die jüdischliberale Lügenpresse, die Schulverwüstung, die Halbheit, den faulen Frieden, das „Hinterm-Ofen-Liegen“ in einer bisher unerhörten Sprache voll Blut und Flammen, wie sie selbst die vaterländische Begeisterung der Freiheitskriege kaum gekannt, die mit stetem Wechsel padender Bilder und überraschender Gedanken fähig ist, den unter der Asche glühenden Funken des katholischen und nationalen Bewußtseins zur himmelhoch auflodernden Feuerfäule zu entfachen. . . . Gehalt, Stoff und Form sind bei Eichert ein einziger tadelloser eherner Guß mit einem so ausgeprägten Stil, wie er bei wenigen anderen deutschen Dichtern zu finden ist.“ — Uebrigens begrüßt der oben genannte Heinrich Reiter in Franz Eichert „den ersten wahrhaft begabten und zielbewußten Dichter eines berechtigten Antisemitismus.“

Ein verschütteter Born.

Einer meiner Freunde, ein stiller Denker, hatte einer christlichsozialen Massenversammlung beigewohnt. „Es war imponant“, sagte er mir; „ich war erstaunt, daß in den Massen noch so viel Begeisterung für eine Idee lebt. Aber eines fehlt euch doch: Ihr habt keine Sänger, keine Dichter. In diesem Punkte sind auch die Sozialdemokraten über. Wie kommt es, daß eure christliche Volksbewegung so gar keine Poesie hervorgebracht hat, keinen Massengesang, kein zündendes Lied? Denn in keiner eurer Versammlungen habe ich dergleichen gehört.“

Ich hätte ihm antworten können: „Freund, du irrst. Die christliche Volksbewegung hat ihre Sänger, ihre Dichter, sie hat eine reiche Poesie — aber man kennt sie nicht. Der Born quillt, aber er ist verschüttet.“ Das hätte ich sagen können, aber er würde mich nicht verstanden haben: „Das mocht du einem andern weis. Ihr habt eine Poesie, und ihr müßt sie nicht aus, ihr laßt den Quell verlanden, der die Herzen erfrischen, ermuntern, begeistern kann? — Nein, das glaub' ich nicht.“

Und doch ist es so. Wie viele Christlichsoziale wissen heute noch etwas von der Existenz einer christlichsozialen Poesie, einer reichen, alle Stufen der Empfindung umfassenden sozialen Programmgedichtung, in der sich die machtvolle Idee der christlichen Volksbewegung sich einen ebenso adäquaten poetischen Ausdruck geschaffen hat, wie die Idee der nationalen Freiheit in der Poesie der deutschen Freiheitskämpfe!

Vielleicht erhebt sich irgendwo die erstaunte Frage: Gibt es überhaupt eine christlichsoziale Poesie, kann es eine geben? Ist Poesie eine Parteiache? Ist die wahre Poesie nicht ein allgemeines Gut, weder spezifisch christlichsozial, noch katholisch, noch irgend etwas anderes, sondern eben nur Poesie ohne jedes Beiwort?

Die Frage, ob die Poesie, wenn sie in der National- und Weltliteratur Geltung behalten will, den bewegenden Ideen einer Partei oder eines Religionsbekenntnisses Ausdruck leihen darf, hängt so innig mit der andern Frage: „darf ein Kunstwerk Tendenz haben?“ zusammen, daß man eine ohne die andere nicht lösen kann. Sicher ist nur das eine, daß die Poesie eines Zeitalters stets in lebendigen Zusammenhang mit allen großen zeitbewegenden Ideen steht, daß der Dichter das Herz der Zeit ist und daß in ihm daher alle Pulse der Zeit schlagen und schlagen dürfen.

Man könnte die Frage: „Gibt es eine christlichsoziale Poesie, darf es eine geben?“ auch vom praktischen oder vom historischen Standpunkte ansprechen. Man könnte die Gegenfrage stellen: Ist die Literatur bloß der empfindlich reflektierende Spiegel, oder ist sie das stark pulsierende Herz aller tiefwühlenden geistigen Bewegungen im Völkerleben? Wenn man aus der Geschichte erliest, wie sich jede solche Bewegung ihre eigene Literatur schafft, möchte man das erstere behaupten. Tiefere Beobachtungen sprechen aber für die letztere Auffassung. Ein bekanntes Beispiel: Die große französische Revolution ist erst ausgebrochen, nachdem die Revolutionierung der Geister durch die Literatur der Enzyklopädisten vorangegangen war. Auch dem Ausbruche der jüngsten Revolution in Rußland ist eine Literatur vorausgegangen, die nach dem Urteile eines Kenners „zerstörend, absprechend, verzweifeln statt aufbauend, klärend und erhebend“ gearbeitet hat.

Der unmittelbare Ausdruck der großen Gemütsbewegungen eines Volkes — auch politische Bewegungen sind nur ihrem Anstöße nach Verstandes- — in ihrem weiteren Verlaufe fast immer Gemütsbewegungen — ist die Lyrik. Man denke z. B. an die Lyrik der Freiheitskriege! Bleiben wir also bei der Lyrik!

Drei anerkannt bedeutende Dichter kommen hier in Betracht, die eine christlichsoziale Lyrik — nicht im parteipolitischen, sondern im idealsten Sinne — geschaffen haben. Zwei davon, Adam Trabert, der als Politiker mit an der Wiege der christlichsozialen Bewegung stand, und der Dichter des „Welkenmorgens“, Eduard Glätzky,